

Kleines Theater.

Zum ersten Male: „Der König Candaules“. Drama in drei Akten von André Gide. Deutsch von Franz Blei.

F. E. Der Prophet gilt immerhin noch einiges in seinem Vaterlande, und Friedrich Hebbel, der „Oyges und sein Ring“ geschrieben, wird uns nur größer und schöner, wenn wir nun sehen, wie ein Franzose (der das Hebbelsche Werk nicht kannte), demselben Stoff, die alte Herodot-Anekdote angegriffen hat. Hebbels Werk ist gewiß schon durch alle Fikler eines kühnen Geistes getrieben, aber es steht doch wie ein großes, farbiges und fertiges Menschheitsgemälde neben dem dünn glasierten Särden des André Gide. Dabei sind dieser gallischen Arbeit nicht alle Lagen abzubrechen. Sie hat den Duft einer schönen Sommernacht, und der Zauber ferner Gestirne wird mit Feinheit wiedergegeben. Auch in der Sprache, wenn nach der Dornschäme, nur etwas gezwungenen Uebersetzung des Herrn Franz Blei geschlossen werden darf, hat es eine vollendete Geschlossenheit und eine unerbittliche Knappheit. Es ist das eine Prosa, die lyrisch geschwungen ist und doch mit jedem unnötigen Wort geizt, recht die Sprache einer Epoche, welche sich selbst zum Sprechen nicht mehr Zeit nimmt, ganz im Gegensatz zu Hebbel, der die Jambenform wie jeden anderen gelegentlich zu einem Umfänger verführt.

Aber das sind nur Formdinge. Das Wesentliche ist der Akteu-unterschied. Hebbel blickt tief, wenn auch mit einem ganz persönlichen Blick, und mit dem herrlichen Zorn einer sanftmütigen Reuschheit in das Herz seines Themas. Dem Franzosen fehlt vielleicht nicht der Wille zu dieser Andacht, aber die Andacht selbst überkommt ihn nicht. Er hat nicht die Ehre vor dem Unschämigen des Stoffes, und er bringt die Szene wirklich auf die Bühne, die Szene, in der der König den Oyges, nachdem dieser der Zeuge hochfürstlich ehelicher Zärtlichkeiten gewesen ist, unter dem Schutze des unsichtbar machenden Ringes allein mit der entkleideten Königin läßt. Dabei mag Greifen das Wasser im Munde zusammenlaufen, aber für gesunde Umhüllungen streift die Szene an das Unappetitliche und zugleich ans Parodistische.

Es ergibt sich der bemerkenswerte Umstand, daß unsere Phantasie, die im Theater sonst nur durch die Sinne ihre Nahrung empfängt, in diesem Falle vom Auge gelähmt wird. Indem wir sehen, hören wir auf, zu glauben, der beflügelnde Reiz des Geheimnisvollen ist ausgeschaltet, und dieser König Candaules ist uns nun

nicht mehr ein Schwärmer, ein heißblütiger Verweser des Schönleins, sondern ein nüchternes Bahner, der sich selbst das Geweih aufstülpt und uns durchaus einreden will, daß auch herabes Ehegüter doppeltes Glück sei. Zu der Vorrede zu seinem Drama sagt der Verfasser als ganz entschlossener Antinaturalist, der er ist: „Das Mittel, das Theater aus neue mit Charakteren zu beleben, ist: es wieder vom Leben entfernen.“ Das klingt so schön. Aber ein noch besseres Mittel wird sein, daß man ein Dichter ist. Dichter sein, heißt Menschen erleben und gestalten. Dieser Candaules wird nicht erlebt und nicht gefaltet. Er ist nur eine Stilübung und ein formischtragisches Schreibstückgepenst.

Auch mit dem Schluß erweist sich, wie hilflos der Franzose neben der besten Konsequenz Hebbels ist. Hebbel läßt nicht allein Candaules sterben. Rhodope führt den hegeischen Oyges als ihren Gemahl zum Thron, und dann plötzlich, als ob ein Fallbeil stürzte, gibt sie sich selbst den Dolch. Dieser Abschluß, so oft man ihn sieht oder liest, erschüttert unendlich, und so sehr wir uns sträuben, wissen wir doch, daß war das Unabkündliche. Diese Frau muß sich doppelt entschuldigen, einmal vor Oyges, indem Candaules fort muß, einmal vor sich selbst, indem sie sich ihm nachsendet. Nur dieser vorpartig raube Ausgang ist das Siegel auf die vortangegangenen Dinge. André Gide nimmt es leichter. Er läßt die Königin, die bei ihm Oyges heißt, weiter leben, und Oyges, ihr neuer Gatte, trauert ihr gleich als Giebter auf. Und wieder mischt sich in den tiefen Ernst der Situation das juckende Gefühl, daß mit nicht allzuviel Mühe aus diesem Drama der Schamhaftigkeit ein Boulevardstückchen der Schamlosigkeit zu machen wäre.

Die Inszenierung des Stückes war im Kleinen Theater nicht durchweg glücklich. Im ersten und dritten Akte gab man, gezwungen vielleicht durch die winzige Bühne und in einer falschen Anwendung der Reinhardtischen Regeln, eine ganz unmögliche Szenerie und Beleuchtungen, die noch unmöglicher waren, aber gewiß den Anspruch erhoben, „stimmungsvoll“ zu sein. Herr Siegel, der am Schiller-Theater einst Hebbels König gegeben, gab nun den Candaules des Franzosen, und er brachte mit der Empfindungsfülle, die er immer aus seinem Organ, mitunter aus seinem Herzen zu holen weiß, tapfer über die Bruchstellen in der Gestalt fort. Herr Abel spielte den Oyges. Der Einfachheit im Stummen und Lauten, die man an dem Künstler kennt, gefellte sich auch eine Kraft, die er noch nicht oft zu zeigen Gelegenheiten hatte. Nicht Agnes Forma, sondern Angelina Gurliitt

spielte die Königin, und wenn ihr auch am Schluß die letzte Veredelsamkeit versagt blieb, so vibrierte sie doch sehr eindringlich die Gefühle ihrer Dame wieder. Man sprach allgemein sehr leise. Auch das soll „Stimmung“ sein.